

Stahlgewitter

Welt in Flammen

präsentiert

Omaha-Beach

Roman
von

Martin Schempp

Prolog

1944, Normandie, 5. Juni

Behutsam und nach allen Seiten sichernd, schlich er in der Abenddämmerung die Gasse am Ende des Dorfes entlang. Der Regen hatte für ein paar Minuten aufgehört. Trotzdem waren seine dichten schwarzen Haare klatschnass, das Wasser lief ihm in den Kragen, seine Socken fühlten sich an wie feuchte Wickel.

Als er das letzte Haus der Gasse erreicht hatte, klopfte er leise an die Haustür. Es dauerte eine Weile, dann öffnete sie sich einen Spalt. Ein Gesicht, eingerahmt von Kinnbart und Baskenmütze, spähte argwöhnisch nach draußen.

»Ich muss mit euch reden.«

»Du? Mach es kurz, wir haben wenig Zeit. Was willst du?«

»Es geht um sie und diesen *Boche*. Ich ... ich habe herausgefunden, dass die beiden heute Nacht abhauen wollen. Ihr müsst das verhindern.« Er schnaubte verächtlich. »Denn sie gehört mir und nicht diesem verdammten Nazi.«

»Na und?«, brummte der Kinnbart. »Wir haben Wichtigeres zu tun, als deine armseligen Privatangelegenheiten zu regeln. Die Invasion kommt, da brauchen wir jeden Mann.«

»Ach so? Eine Französin, die mit einem deutschen Offizier türmen will«, erwiderte er höhnisch, »hätte die Résistance aber früher interessiert. Das ist noch immer eine Sache der Ehre.«

Das Gesicht unter der Baskenmütze färbte sich auf einmal so rot wie eine Paprikaschote. »Dass ausgerechnet du von Ehre redest«, zischte der Kinnbart und hatte Mühe, seinen Hass unter Kontrolle zu halten, »ist eine Frechheit. Anstatt mit uns zusammen gegen die Deutschen zu kämpfen, machst du mit ihnen dreckige Geschäfte. Du bist nur ein verfluchter *Collaborateur*, ein Kriegsgewinnler, ein Feigling.« Der Kinnbart schob mit der rechten Hand seine offene Lederjacke ein Stück zurück und berührte den Griff eines Revolvers, der in

seinem Hosenbund steckte. »Und jetzt mach, dass du abhaust, du Schwein, sonst wirst du das erste Opfer der Invasion.«

Bevor er etwas sagen konnte, knallte die Tür ins Schloss. Das Blut schoss ihm in den Kopf. Er gab der Tür einen Fußtritt und wandte sich weiß vor Wut und mit zusammengepressten Lippen ab. Was für Arschlöcher. Was bildeten die sich ein, diese Großmäuler? Spielten sich als große Helden auf, als Retter der *Grande Nation*. Dabei war er genauso ein Patriot wie sie. Vielleicht sogar noch mehr. Dass er mit den Deutschen Geschäfte machte, ging sie einen Dreck an. Wenn dieser Scheißkrieg irgendwann vorbei war, würde er ihnen ihre Arroganz heimzahlen. Das hatte er sich geschworen. Er atmete ein paar Mal tief ein und aus, um sich zu beruhigen. Nun denn. Wenn die Résistance kniff, musste er es eben alleine machen.

Er schnappte sich sein Fahrrad und fuhr zurück zum Haus seiner Eltern. Inzwischen hatte wieder Regen eingesetzt, und da er seine Wetterjacke vergessen hatte, wurde er auf den wenigen Kilometern nass bis auf die Haut. Die letzten Tage hatte es nur geschüttet, die Kuhweiden glichen Sumpfwiesen, das junge Getreide verfaulte im Morast.

Auf seinem winzigen Mansardenzimmer holte er die Metallkiste mit der Luger aus dem Versteck. Die Standardpistole der deutschen Offiziere hatte ihn eine Kiste Champagner gekostet. Kaliber neun Millimeter, enorme Durchschlagskraft, hohe Präzision. Aber eine Diva. Ihr Verschluss verschmutzte leicht, und sie ging gerne von selbst los. Doch gerade dieses Kapriziöse reizte ihn. Er lächelte. Nicht nur an Waffen.

Dann legte er sich auf das grobe Holzbett und wartete. Die Stunden verrannen. Um Mitternacht bedeckten seine abgerauchten Gauloises-Stummel vollständig den Boden des Aschenbechers. Er ging an das weiße Sprossenfenster und schob behutsam den Vorhang zur Seite. Draußen war der Teufel los. Die Résistance hatte recht gehabt – die Invasion kam. Pausenlos dröhnten Flugzeuge über ihn hinweg, warfen Bomben auf Ziele im Hinterland. Suchscheinwerfer schickten

ihre dünnen Finger in den Himmel, Leuchtspurgeschosse zerschnitten die Nacht, schwere Flakgeschütze hämmerten den Bombern ihre Salven entgegen.

Die deutschen Besatzer glichen einem aufgescheuchten Hühnerhaufen, wenn der Fuchs vor dem Gehege steht. Kam die Invasion? Kam sie nicht? Waren die Luftangriffe und Sabotageakte in der ganzen Normandie nur Ablenkungsmanöver? Landeten die Alliierten letztlich doch oben am Pas-de-Calais, wie die Deutschen vermuteten? Immer wieder rasten Militärfahrzeuge an seinem Fenster vorüber. Er lachte grimmig – dieses Durcheinander würde seinen Plan begünstigen.

Vorsichtig schlich er sich aus dem Haus und rannte, jeden Strauch, jedes Gebüsch als Deckung ausnutzend, quer über Kuhweiden und Obstwiesen. Behutsam tastete er sich an den Mauern und Hecken der Bocage-Landschaft entlang, die ihn perfekt vor den deutschen Soldaten verbarg. Erwischten die ihn während der Ausgangssperre ohne Papiere in der Nähe ihrer Stellungen, stünde er eine halbe Stunde später vor einem Erschießungskommando. Doch seine Königin war das Risiko wert. Für sie war er bereit, sein Leben einzusetzen.

Gegen drei Uhr früh kauerte er am Waldrand hinter einem Ginsterbusch und beobachtete die Straße. Wenn sein Informant nicht gelogen hatte, musste der Deutsche hier vorbeikommen. Geduldig harrete er aus. Immer noch regnete es. Warmer Sommerregen, nicht unangenehm. Der feuchte Boden roch modrig nach Champignons, dazwischen nahm seine Nase den scharfen Geruch von wildem Bärlauch wahr. Bärlauch. Genießerisch schloss er die Augen. Seine Mutter zauberte damit das beste Ratatouille der Welt. Bärlauch schmeckte ähnlich würzig und scharf wie Knoblauch, man stank aber nach dem Essen nicht so penetrant. Die Mädchen mochten das nicht. Er grinste. Vor allem eine nicht.

Ein Geräusch riss ihn aus seinen Gedanken. Ein Geräusch, auf das er gewartet hatte: Ein Motorrad näherte sich, eine BMW mit dem typischen Klang ihres Boxermotors. Als die Maschine um die Kurve bog, erhellte eine Leuchtkugel den

glänzenden Asphalt wie eine Theaterbühne, und er sah klar und deutlich den verfluchten *Boche* vor sich. Er konnte jedoch nicht erkennen, ob dieser alleine unterwegs war oder ihm andere Fahrzeuge folgten. In diesem Fall wäre ein Angriff Selbstmord. Aber auch Mann gegen Mann schätzte er die Chancen höchstens auf fünfzig zu fünfzig, dass er schneller schoss als der Deutsche. Da die Luger auf weite Distanz nicht genau genug war, musste er dicht an seinen Gegner heran. Schaffte der es rechtzeitig, seine Maschinenpistole hochzureißen, würde ihn die Salve zerfetzen.

Aber er hatte keine Wahl. Ließ er den Deutschen vorbei, war die letzte Chance vertan, seine Königin zurückzubekommen. Er spannte den Kniegelenkverschluss der Luger, holte tief Luft und sprang mit einem Satz auf die Straße.

1983, Montag, 1. Juni, Tag eins

Am Montag, den 1. Juni 1983, um sieben Uhr dreißig, tat Philipp Thaler etwas, das er bisher noch nie in seinem Leben getan hatte: Er stand in einem Birkenwäldchen und brüllte etwa zwei Minuten lang so laut er konnte die Birken an. Es waren keine Worte, mehr ein lang gezogenen Aaaaaa, das außer ihm niemand hörte, weil es vom orkanhaften Dröhnen der Autobahn verschluckt wurde. Danach ging es Philipp Thaler viel besser.

Er räusperte sich ein paar Mal und schritt vorsichtig, um nicht in einen Haufen Menschenscheiße zu treten, zu seinem Wagen zurück.

Zehn Minuten zuvor war Thaler von der Autobahn A 661, die er täglich für den Weg in sein Büro benutzte, in Höhe der Ortschaft Berkersheim auf den Autobahnparkplatz *Niddablick* abgebogen. Dort hatte er angehalten, seinen weißen Audi 100 verlassen, war etwa zwanzig Meter in dieses Birkenwäldchen hineingegangen und hatte dann zu brüllen begonnen.

Man solle sich seinen Ärger und Frust von der Seele schreien. Das hatte er irgendwo einmal gelesen und gerade in die Tat umgesetzt. Weil er wieder einmal die Nase gestrichen voll hatte. Von allem. Tatsächlich fühlte er sich nun deutlich besser. Er atmete mehrmals tief ein und aus. Also gut. Heute würde er dem großen Boss reinen Wein einschenken und kündigen. Was er eigentlich schon lange hatte tun wollen, sich bis jetzt nur nicht getraut hatte. Er würde dem Chef ins Gesicht sagen, dass ihn dieser Job seit Jahren anödete. Dass er etwas anderes machen wollte, etwas Reelles, Echtes, etwas Kreatives. Mit diesem unbefriedigenden Hin- und Herwälzen von Akten, mit diesem kleinlichen Herumreiten auf Paragraphen, mit dieser ganzen elenden Erbsenzählerei war es ab heute vorbei. Zur Bekräftigung hieb er mit dem Handballen auf das Lenkrad.

Während Thaler sich wieder in die rechte Spur der A 661 einfädelt, blickte er auf die gigantische Schlange aus Auto-

blech, die im Radfahrertempo vom Frankfurter Norden dreispurig Richtung Innenstadt kroch. Die Schlange bewegte sich durch ein Meer aus weiß blühenden Apfelbäumen, doch niemand nahm davon Notiz. Da draußen, außerhalb der Autoscheiben, summte und brummte der Frühling, aber niemand interessierte sich dafür. Wenn es ein Wappentier für den deutschen Spießbürger gab, dann den Lemming: Eine Stunde Autofahrt für eine Handvoll Kilometer. Jeden Morgen, jeden Abend. Dazwischen ein austauschbarer Routinejob. Und keiner hatte den Mumm, aus dieser Tretmühle auszusteigen. So wie er. Bis heute.

*

Nachdem Philipp Thaler bei der Einfahrt in die Frankfurter City auf der Friedberger Landstraße an diesem Morgen nur drei- statt wie üblich mindestens fünfmal bedrängt, genötigt und angehupt worden war, bog er gegen acht Uhr in die Tiefgarage eines dieser Bürowolkenkratzer im Bankenviertel ein, deren Komplettverglasung so starke Reflexe verursachte, dass jedes Jahr mehrere tausend Vögel dagegenflogen und starben. Im Schrittempo fuhr er jedes der drei Parkdecks ab, bis er endlich in der hintersten Ecke der untersten Etage eine freie Stellfläche fand. Die für seinen breiten Audi 100 viel zu klein war. Fluchend quetschte er sich durch den engen Spalt, den sich die Fahrertür gerade so öffnen ließ, nach draußen, beschmutzte dabei seinen Anzug und verwünschte die Verwaltung des Glaspalastes. Die weigerte sich seit Jahren, reservierte Parkplätze einzurichten. Es seien genügend Plätze für alle Beschäftigten da. Theoretisch hatten diese Griffelspitzer sogar recht. In der Praxis aber waren wegen der vielen Besucher des Gebäudes die Parkplätze ständig belegt.

Wie immer nahm Philipp zwei Stufen auf einmal, als er die sechs Treppen ins Erdgeschoss hinaufstürmte, wo sich die Personenaufzüge und der Empfang des vierzigstöckigen Glaszylinders befanden.

»Morgen, die Damen.«

»Morgen, Herr Thaler«, kam die Antwort dreifach zurück. Synchron drehten ihm die drei Hostessen am Empfangstresen ihre Köpfe zu. Ein Augenaufschlag, ein Lächeln. Und wie jeden Morgen dieses kaum merkliche Flackern in ihren Augen. Etwas, was sich Philipp nach über zehn Jahren in der Kanzlei immer noch nicht erklären konnte.

Obwohl man ihn durchaus als vorzeigbar bezeichnen konnte: 37 Jahre alt, groß, dunkle Haare, gleichmäßige Gesichtszüge, heller Teint. Ledig. Nicht hübsch im klassischen Sinn, eher interessant. Dank täglicher Joggingrunde im Park hielt er seine drahtige, schlanke Figur. Aber war er ein Mann, den Frauen als gutaussehend bezeichnen würden? Jedenfalls waren sie von seinen Augen fasziniert, was er vor Jahren einem ungewollt mitgehörten Gespräch zweier Kolleginnen im Kopierraum entnommen hatte. »Seine Augen haben so viel Tiefe, dass es einem schwindelig wird, wenn man ihn anschaut.« Kopfschüttelnd trat er in den Aufzug und drückte den Knopf für seine Etage.

*

Die Anwaltskanzlei residierte in der einunddreißigsten von vierzig Etagen. Schwarz, weiß, verchromt die Einrichtung, reizvoll die Aussicht. Je nach Arbeitsplatz sah man entweder den Main, den Römerberg, den Kaiserdom – oder alle drei.

Als Philipp die Kanzlei betrat, dachte Anna Döring an andere Dinge als an Main & Co. Das Gesicht der Chefsekretärin verdunkelte sich wie der Himmel vor einem Hagelschauer. Sie rollte mit den Augen und sah demonstrativ auf ihre Armbanduhr. »So, so, mal wieder spät dran, der Herr Thaler. Herr Mielke wartet schon.« Der tadelnde Ton in ihrer Stimme war deutlich zu hören. Anna Döring benutzte ihn gerne und gegenüber jedermann. Egal ob Bürogehilfin oder Anwalt. Was bedeutete schon irgendein akademischer Grad gegenüber dreißig Jahren Berufserfahrung? Nichts.

»Ich wusste nicht, dass ich einen Termin hatte«, übergang Philipp die kleine Provokation und behielt seinen Umweg über das Birkenwäldchen für sich.

»Haben Sie auch nicht. Aber auch ohne Termin sind Sie ziemlich spät dran.« Wieder die rollenden Augen, wieder der Blick zur Uhr.

Anna Döring rückte ihr kleines spitzen Kinn vor. »Verehrter Herr Thaler, ich kann diese Kanzlei nur dann vernünftig organisieren, wenn sich alle an die Bürozeiten halten. Übrigens«, fügte sie spöttisch hinzu, »Herr Mielke ist ziemlich schlecht gelaunt.«

Wann war Lothar Mielke mal nicht schlecht gelaunt? Philipp öffnete die Tür zu seinem Büro, wo der korpulente Endvierziger hektisch auf und ab marschierte, als stünde er unter Strom. Er atmete in kurzen, schnellen Zügen, seine Finger suchten vergeblich Halt an den Knöpfen seines dunkelblauen Anzugs.

»Na, da sind Sie ja endlich. Ich warte bereits seit acht Uhr!«, raunte Mielke los.

Philipp hängt in Ruhe seinen Trenchcoat an die Garderobe, stellte seinen Aktenkoffer daneben und antwortete gelassen: »Jetzt nehmen Sie doch erst mal Platz, Herr Mielke. Guten Morgen übrigens.«

Aber für Lothar Mielke war der Morgen überhaupt nicht gut, und ihm schon gar nicht nach still sitzen. Mit den Händen fuchtelnd ging er wie ein Ringer auf Philipp los. »Wieso, verdammt noch mal, müssen wir von dieser verfluchten Subvention die Hälfte zurückzahlen?«

»Weil Sie gegenüber der EU falsche Angaben gemacht haben und eigentlich die komplette Summe zurückgeben müssten, Herr Mielke.«

Mielke stieg der Zorn ins Gesicht. »Weshalb, zum Teufel, habe ich Sie dann überhaupt engagiert?«

»Ohne uns müssten Sie alles zurückzahlen, dank uns dürfen Sie die Hälfte behalten. Mehr hätte keine Anwaltskanzlei der Welt für Sie herausgeholt, Herr Mielke.«

»Sie ... Sie können mir viel erzählen!«, schleuderte ihm Mielke entgegen. »Und dann auch noch ein so unverschämtes Honorar berechnen!«

»Verglichen mit der Summe, die Sie gespart haben, ein Trinkgeld. Außerdem entspricht unser Honorar den gesetzlichen Sätzen.«

»Das hier, das hat noch ein Nachspiel, das versichere ich Ihnen«, zischte Mielke, schnappte sich seine Ledertasche und rauschte aus dem Zimmer.

Philipp atmete tief aus, setzte sich hinter seinen aufgeräumten Buchenholzschreibtisch, öffnete das Jackett, lockerte die Krawatte und schüttelte den Kopf. Die Dörings und Mielkes dieser Welt vermehrten sich beängstigend schnell.

Er ließ den Blick durch sein Büro wandern. Wie sehr hatte er sie früher geliebt, diese Design-Klassiker – die Corbusier-Sessel, die Tizio-Lampen, die USB-Schränke. Das war seine Welt, sie roch elitär nach Holz und Leder. Hier saß er oft nächtelang, dröselte komplizierte Fälle auf, stellte Zusammenhänge zwischen Ursache und Wirkung her, interpretierte Gesetzestexte, suchte Präzedenzfälle, fand im Dickicht der Paragraphen für den Klienten ein Schlupfloch. Der junge Wirtschaftsanwalt Philipp Thaler war süchtig. Aber weder nach Alkohol noch Nikotin, sondern nach dem Papiergeruch der Gesetzbücher, nach der elektrisierenden Spannung im Gerichtssaal, bevor der Richter das Urteil verkündete, nach dem Kick, wenn dieses Urteil zu Thalers Gunsten ausfiel. Und jetzt? Sein Leben fühlte sich an wie eine chronische Krankheit. Das Einzige, was ihn jetzt noch faszinierte, war der Ausblick von seinem Fenster über die Dächer Frankfurts.

Er trat an die Scheibe. Über der Altstadt zeigte die Spitze des Kaiserdoms in den klaren Frühlingshimmel, daneben waren Römerberg und Paulskirche zu sehen. Automatisch meldete sich Philipps Schulwissen: Kaiserdom, Krönungskirche der römisch-deutschen Kaiser. Römerberg, mittelalterliches Zentrum der Stadt. Paulskirche, 1848 Tagungsort der Nationalversammlung. Setzen, eins. Nichts vergessen. Vielleicht hätte er

Geschichte statt Jura studieren sollen. Cordhose und Rollkragenpullover statt Anzug und Krawatte? Vielleicht.

Philipp sah auf die Uhr. Der Chef müsste inzwischen von seinem Termin zurück sein. Also gut, jetzt oder nie. Er schloss seine Bürotür und ging zum Empfang.

»Ist er schon da, Frau Döring?«

»Also bitte, Herr Thaler, wissen Sie das denn nicht?« Ihr Unterton war diesmal belegend.

»Weiß ich was nicht?«

»Dass der Chef heute den ganzen Tag bei Gericht ist? Und am Abend der Rotary-Club ansteht? Tja, da haben Sie heute wohl Pech gehabt. Morgen früh wieder, ab acht.«

Anna Döring zog eine Plastiktüte unter dem Tresen hervor und gab sie Philipp. »Da ist übrigens das Buch, das ich für Sie besorgen sollte.« Sie runzelte argwöhnisch die Stirn. »Sagen Sie mal, Herr Thaler, planen Sie irgendetwas?« Schnippisch fuhr sie fort: »Ich kann mir nämlich nicht vorstellen, dass er Ihnen so lange Urlaub gibt. Ach so«, sie reichte ihm ein Einschreiben, »das wurde vorhin für Sie abgegeben.«

Philipp klemmte sich die Plastiktüte unter den Arm und ging mit dem Brief in der Hand zurück Richtung Büro. Absender Notar Francois Salet aus Bayeux. Merkwürdig. In der Normandie hatte die Kanzlei weder Kunden noch einen laufenden Fall. Was in aller Welt wollte ein französischer Notar aus Bayeux von ihm?

Philipp legte das Buch auf seinen Schreibtisch und las mit einem Anflug von Wehmut den Titel: *Auszeit – sechs Monate Südamerika*. Dann riss er das Einschreiben auf. Zum Vorschein kamen ein Brief und ein amtliches Dokument. Er entfaltete den auf Französisch geschriebenen Brief und las:

Sehr geehrter Herr Thaler,

ich möchte Sie mit diesem Schreiben davon in Kenntnis setzen, dass Ihre Tante Yvette Perrin, wohnhaft 25, Boulevard de la Mer, 14605 Saint-Laurent-sur-Mer, am 24. Mai im Alter

von 61 Jahren verstorben ist. In ihrem Testament hat Madame Perrin Sie als Alleinerben eingesetzt. Die Erbschaft besteht aus dem Hôtel de la Plage an obengenannter Adresse. Eine beglaubigte Kopie des Testaments habe ich diesem Schreiben beigelegt.

Um das Erbe anzunehmen ist es notwendig, dass Sie persönlich bis spätestens 5. Juni bei mir erscheinen, um die notwendigen Formalitäten zu erledigen. Für weitere Fragen steht Ihnen gerne meine Mitarbeiterin zur Verfügung.

Hochachtungsvoll
Francois Salet, Notar

Thaler schüttelte den Kopf. Eine unbekannte Tante hatte ihm ein Hotel in Frankreich vererbt – das klang wie der Anfang eines Films. Er dachte nach. Gab es möglicherweise französische Verwandtschaft? Nein, völlig ausgeschlossen. Seine Mutter stammte zwar aus dem Saarland, hatte jedoch keine Brüder oder Schwestern jenseits der Grenze. Auch sein Vater war Einzelkind. Also garantiert eine Verwechslung.

Er nahm den Telefonhörer ab und wählte die im Briefkopf eingeprägte Nummer, um das Missverständnis aufzuklären. »*Bonjour, Madame*, ist dort das Notariat von Maître Salet in Bayeux? Ja? Sehr schön. Es geht um die Erbsache Yvette Perrin, mein Name ist Philipp Thaler. *Oui*, Thaler. *Oui*, mit *h*. Maître Salet hat mir mitgeteilt, ich sei der Erbe von Yvette Perrin. Hören Sie, *Madame*, das muss eine Verwechslung sein. Ich habe keinerlei Verwandtschaft in Frankreich und schon gar keine Tante. Hmmm. Ach so? Aha. Sind Sie sich da absolut sicher? Ja genau, der bin ich. Hmmm, dann hat wohl alles seine Richtigkeit. *Oui*, habe ich gelesen. Persönliches Erscheinen bis Ende der Woche. Was ist mit einer Vollmacht? Ach so, nein, in St. Laurent bin ich nicht bekannt. Verstehe. *Oui*. Gut, ich überlege es mir und melde mich wieder. *Oui, merci, au revoir, Madame.*«

Persönliches Erscheinen notwendig. Und auch noch diese Woche. Verstimmt warf Philipp seinen Mont-Blanc-Kugelschreiber auf den Schreibtisch. Was für ein Mist. Hatte er doch ausgerechnet jetzt von Freitag bis Montag eine Hütte in den bayerischen Alpen gemietet. Weit oben und ganz für sich alleine. Um sich weit weg von allem endlich darüber klarzuwerden, wie es mit ihm weitergehen sollte. Niemand wusste davon. Fuhr er aber in die Normandie, konnte er die Alpen abhaken. Außerdem wollte er ja kündigen. Philipp blickte durch das Fenster auf die Spitze des Kaiserdoms und überlegte. Vielleicht sollte er die Erbschaft einfach ablehnen? Einen kurzen Brief schreiben. Fertig aus. Andererseits ... vielleicht handelte es sich bei diesem merkwürdigen Hotel um eine wertvolle Immobilie? Deren Verkauf ihm endlich den Start in ein neues Leben ermöglichte? Außerdem – wer war diese rätselhafte Tante Yvette Perrin? Er spürte ein Kribbeln in den Fingern. Am besten war es wohl, die Entscheidung erst einmal zu verschieben und gleich morgen bei seinem Vater nachzuhaken. Vielleicht wusste der ja etwas.

Den Tag verbrachte Thaler mit langweiligem Routinekram – ein Subventionsbetrug, zwei Patentrechtsverletzungen, ein Urheberstreit. Pünktlich um siebzehn Uhr warf er die Akten in den Wandschrank und schloss ihn ab. Nachdenklich fuhr er mit dem Zeigefinger an der Kante seines Schreibtisches entlang. Er hatte noch immer nicht den blassesten Schimmer, was er mit dieser sonderbaren Erbschaft machen sollte. Hmmm, vielleicht half ja ein altbewährtes Mittel.

*

Eine Stunde später schwebte über dem Klappern von Kochtöpfen die Trompete von Miles Davis. *Kind of Blue* hieß die Platte. Wenn Philipp in seiner Küche stand, Gemüse schnitt, Fleisch portionierte, Fisch filetierte, Kartoffeln schälte oder Soßen anrührte, ging es ihm wie Miles Davis, wenn der seine Trompete am Mund hatte – beide befanden sich dann auf

einem anderen Planeten. Sobald Philipp die Welt der Paragrafen verließ und in das Universum der Gerüche und Geschmäcker eindrang, war das so, als würde jemand in ihm einen Schalter umlegen. Kochbuch statt Handelsgesetzbuch, Rezepte statt Verordnungen. Fantasie statt Disziplin.

Wie sehr genoss er es, nicht jede Entscheidung hinterfragen und begründen zu müssen. Wenn er fand, dass in die Suppe noch eine Prise Salz gehörte, dann tat er noch eine Prise Salz in die Suppe. Fertig. Zu viel Salz? Dumm gelaufen, neue Suppe.

Miles Davis setzte gerade zu einem seiner harten Stakkatos an, als jemand von außen einen Schlüssel ins Schloss der Eingangstür von Philipps Wohnung steckte. Rita. Wenn sie die Miles-Davis-Platte hörte, würde sie wahrscheinlich sagen: »Wieso spielst du ständig diese fürchterliche Musik. Die macht mich ganz nervös.«

Schwungvoll ging die Tür auf, ein Schlüsselbund flog auf die Anrichte, eine Handtasche hinterher, ein Sommermantel landete auf einem Küchenstuhl.

»Sag mal«, erklang Rita Beckers hohe, stets eine Nuance zu laute Stimme, »wieso spielst du eigentlich ständig diese fürchterliche Musik. Die macht mich ganz nervös.« Philipp lachte.

»Was gibt es da zu lachen? Das ist doch keine Musik. Du solltest lieber mal eine von meinen Lionel-Ritchie-Platten auflegen.«

Sie streifte ihre Stöckelschuhe ab, stöhnte wohligh auf, schnappte Philipp am Ärmel und zog ihn zu sich heran. »Na komm schon, mein französischer Meisterkoch, nimm deine Rita in die Arme und flüstere ihr ins Ohr, wie sehr du sie liebst.« Wie eine Katze schmiegte sie sich an Philipps Körper, drückte ihre vollen Lippen auf seinen Hals, und gab dabei ein tiefes, grollendes Schnurren von sich. Irgendwann musste sich in die Erbanlagen der Familie Becker ein Katzengen eingeschmuggelt haben. Philipp ließ wie ferngesteuert den Kochlöffel in den Topf fallen, schlang seine Arme um Rita und hauchte ihr ein »Je t'aime« in den Nacken.

Lachend riss sie sich los und spähte in die Kochtöpfe auf dem heißen Gasherd. »Was gibt es?«

»Nouvelle Cuisine – zuerst Suppe aus frischen Tomaten, danach Parasolpilze an Vollkornreis und Paprikagemüse.«

»Och nee, Philipp, schon wieder so ein französisches Zeug. Kannst du nicht einfach mal eine leckere Pizza machen? Davon werde ich wenigstens satt.« Enttäuscht schenkte sie aus der offenen Bordeaux-Flasche ein Glas ein. Dann lehnte sie sich an einen Küchenschrank und überlegte offensichtlich, was man aus diesem Abend noch machen könnte.

Philipp beobachtete sie aus dem Augenwinkel, während er in einer großen Eisenpfanne Zwiebeln und Paprika anbriet. Im Grunde durfte er sich zu Rita gratulieren. Die Männer beneideten ihn um sie. Rita war groß, schlank und an den wichtigen Stellen gut gebaut. Sie trug einen halblangen blonden Bob, eine schwarze Kunststoffbrille und war immer perfekt angezogen.

Heute Morgen hatte sie einen schwarzen Hosenanzug mit hellblauer Bluse aus dem Schrank geholt. Nicht zufällig, sondern passend zu ihrem Job als Kundenberaterin einer großen Frankfurter Bank.

»Ich habe übrigens im *Amadeus* einen Tisch für Freitagabend reserviert«, verkündete sie mit einem Unterton, der wenig Raum für Widerspruch ließ. »Wir sollten Theos Geburtstag in einem edlen Rahmen feiern.«

»Freitagabend, im Amadeus?«

»Genau.«

Philipp nahm die Pfanne mit den Zwiebeln und den Paprika vom Herd. Nun waren die Pilze dran. »Das ist jetzt aber ganz dumm, meine Liebe. Weil ich am Freitag höchstwahrscheinlich nicht da bin.«

»Wie ... nicht da?«

»Na ja, nicht da, weg. Entweder in den Alpen oder in der Normandie.«

»Wie Alpen ... Normandie? Willst du mich auf den Arm nehmen?«

»Nein, absolut nicht. Ich ... also, ich habe in Bayern eine Berghütte gemietet, ganz für mich allein, um in Ruhe über meine Zukunft nachzudenken. Vielleicht fahre ich aber auch nach Frankreich. Wie ich ... ähm ... nämlich heute erfahren habe, habe ich dort wohl ein Hotel geerbt.«

Rita sah Philipp an wie ein Kleinkind, das irgendeinen zusammenhanglosen Unsinn plapperte. »Alleine in die Berge fahren? Über deine Zukunft nachdenken? Ein Hotel geerbt? Sag mal, mein kleiner Meisterkoch, stimmt bei dir alles?«

Die Parasolpilze bruzzelten in Butter und rochen nach Wald und Erde. Philipp bemühte sich um einen verbindlichen Ton. »Sieh mal, Rita – das mit dem Essen ist furchtbar lieb von dir, aber ich kann wirklich nicht. Du hättest ja außerdem vorher fragen können.«

Rita zog ihre Augenbrauen zusammen, bis über ihrer Nasenwurzel eine tiefe Falte entstand. »Das kann doch alles nicht dein Ernst sein. Willst du tatsächlich wegen irgendwelcher Hirngespinnste das Geburtstagsessen mit deinem Vater sausen lassen? Es ist gerade mal zwei Jahre her, dass ...«

»Rita, bitte. Ja, ich weiß, das wird ihm nicht gefallen. Aber er wird mich verstehen. Gleich morgen werde ich es ihm erklären.«

Trotzig knallte Rita ihr Weinglas auf die italienische Marmor-Arbeitsplatte und reckte ihr süßes kleines Kinn vor. »Du wirst ihm vielleicht bald noch etwas ganz anderes erklären müssen, wenn du so weitermachst. Du bist nämlich nicht der einzige Mann auf der Welt. Ich dachte, wir wollten heiraten und eine Familie gründen. Und jetzt willst du plötzlich alleine in die Wildnis fahren und darüber nachdenken, wie deine Zukunft aussehen soll?«

Sie packte ihre Jacke, ihre Tasche und ihren Schlüsselbund, schlüpfte in ihre Stöckelschuhe und warf mit einem Ruck ihre Haare nach hinten. Tränen der Wut und Enttäuschung standen in ihren Augen.

»Du bist ein gemeiner Schuft, so kannst du mich nicht behandeln«, schniefte sie. »Entweder du machst mir demnächst

einen Heiratsantrag, oder ...« Mit einem Ruck drehte sie sich um. Dann knallte die Wohnungstür.

*

Das Abendessen war gelungen. In der Tomatensuppe schmeckte man noch die Sonne der Provence. Die Parasolpilze harmonierten mit dem kräftigen Vollkornreis, die Paprikaschoten und Zwiebeln waren knusprig braun gebraten. Beim Würzen hatte sich Philipp auf Pfeffer, Salz und Thymian beschränkt. Ein einfaches und wunderbares Essen. Wegen des Verzichts auf Kohlenhydrate obendrein gesund.

Beim Abräumen sah er sein Spiegelbild in der Herdplatte. Er trat so nah heran, dass seine Nase das Ceran-Kochfeld fast berührte. Kräftig hauchte er darauf, bis sein Gesicht erst langsam verschwand und dann wieder auftauchte. War er das? Philipp Thaler? War er das mit der zu kostspieligen Dreizimmer-Wohnung im Frankfurter Nobelviertel? Mit der zu teuren Luxusküche? Mit der sehr besitzergreifenden und extrovertierten Freundin, deren Idee Wohnung und Küche waren? Nein, irgendwie war er das nicht.

Philipp nahm die Bordeaux-Flasche und setzte sich aufs Sofa. Er hatte wegen seines Vaters ein schlechtes Gewissen. Zwei Jahre war es jetzt her, und Theos Depression wurde immer stärker statt schwächer. Auch Rita gegenüber war die Absage nicht fair, sie hatte es wirklich gut gemeint. Was sollte er bloß tun? Hier bleiben? In die Alpen fahren? Nach Frankreich fahren?

Gegen Mitternacht war die Weinflasche leer, und Philipp ging ins Bett. Er war hundemüde. Aber er hatte eine Entscheidung getroffen.

1944, Ende März, Normandie

»Roter Mooohn, warum welkst du denn schooon, wie mein Herz sollst du gliüüüh'n und feuurig looooh'n ...« Ludwig von Bredow war glänzend gelaunt. Seine schlanken Finger trommelten im Rumbatakt auf das hölzerne Lenkrad des Citroën *Traction Cabriolets*, während seine Füße zwischen Kupplungs-, Brems- und Gaspedal dazu die passenden Tanzschritte suchten. Das Wetter war für Ende März überraschend schön. Zu schön, um mit geschlossenem Verdeck zu fahren. Der Fahrtwind strich Bredow durchs Haar, die Frühlingssonne wärmte sein Gesicht, er schmeckte die salzige Meerluft auf der Zunge und sang Rosita Serranos Liebeslied laut mit, das der Soldatensender Belgrad gerade im Radio spielte. Wellenlänge 437 Meter, überall zwischen Narvik und Palermo zu hören. »Roter Mooohn ...«

Ludwig von Bredows glänzende Laune war ungewöhnlich. Zumindest für einen deutschen Frontoffizier im sechsten Kriegsjahr 1944. Galt doch die militärische Lage als eine einzige Katastrophe: Im Osten trieb die Rote Armee die Wehrmacht auf die deutschen Grenzen zurück, Afrika war schon 1943 verlorengegangen, im Süden standen die Alliierten vor Rom. Was von der Kriegsmarine übrig war, hätte nicht einmal gereicht, um eine Badewanne zu beherrschen. Und die Luftwaffe kämpfte über Deutschland einen hoffnungslosen Kampf gegen die amerikanischen und britischen Bomberströme.

Bredow wusste das alles. Aber es interessierte ihn nicht. Denn er hatte sich sein Soldatenleben an der Normandieküste bequem eingerichtet. Als Adjutant und Stellvertreter des Regimentskommandeurs besaß er viele Freiheiten und beste Beziehungen. Beides nutzte er ohne Gewissensbisse aus. Er trank Champagner aus Reims, aß Schinken aus Paris und rauchte amerikanische Zigaretten. Den eleganten Citroën *Traction* mit Mildé-Autoradio hatte er beim Beutefuhrpark der Division gegen eine Kiste Cognac eingetauscht. Und dass er

Seidenstrümpfe, Parfüms und Lippenstifte besorgen konnte, hatte seine Chancen bei den Damen gewaltig steigen lassen.

Nein, diesen idiotischen Krieg sollten andere gewinnen. Oder verlieren. Bredow betastete unbewusst die Stelle seiner Bauchdecke, an der im Sommer 1943 bei Kursk ein russisches Bajonett eingedrungen war. »Ein Zentimeter weiter links, und Sie lägen nicht hier bei mir im Lazarett, sondern da drüben auf dem Friedhof«, hatte der Stabsarzt gesagt. Nein, Bredow hatte in Russland genug für Führer, Volk und Vaterland riskiert. Ihm ging es jetzt nur noch darum, diesen Krieg lebend und so angenehm wie möglich zu überstehen. Basta. Kein Moralge-
tue, keine Sentimentalitäten.

»*Wenn ein junger Mann kommt ...*« Willy Fritsch hatte inzwischen Rosita Serrano abgelöst und verscheuchte Bredows düstere Gedanken so schnell aus seinem Kopf, wie sie eingedrungen waren. »... *der fühlt, worauf es ankommt ...*« Fritschs glockenklare Tenorstimme und Bredows fülliger Bariton ergänzten sich ausgezeichnet und ließen dem Fahrtwind ebenso wenig eine Chance wie irgendwelchen Erinnerungen an den Russlandkrieg.

Es gab da aber eine Sache, die Bredow dennoch gewaltig wurmte – die Widerspenstigkeit von Marie Perrin. Die jüngere Tochter des Besitzers des *Hôtel de la Plage* in St.-Laurent-sur-Mer hatte im Gegensatz zu allen anderen Französisinnen bisher seinen Avancen widerstanden. Weshalb bei ihr Seidenstrümpfe, Parfüm und Lippenstift nicht wirkten, kapierte er nicht.

Immer wieder hatte er in den vergangenen Wochen im Restaurant des Hotels zu Mittag gegessen und Marie jedes Mal etwas mitgebracht. Und jedes Mal hatte diese kleine, energische Person sich geweigert, mit ihm auszugehen. Dabei spürte er, dass sie ihn mochte. Ihre dunkelbraunen Augen blitzten immer, wenn sie ihn ansah, ihre helle Stimme vibrierte stets ganz leicht, wenn sie zu ihm sprach.

»*Und er will probieren, dein Herz zu verführen ...*«, sang Willy Fritsch. Siegesicher sah Bredow das kleine Päckchen

auf dem Beifahrersitz an. Diesmal musste es klappen. *Chanel No. 5* würde es schon richten.

*

Bei Vierville-sur-Mer tauchte vor dem Kühler des Citroën das Meer auf. Bredow hatte von Trévières, wo sich das Hauptquartier des 916. Infanterieregiments befand, absichtlich nicht den direkten Weg über Formigny nach St. Laurent gewählt, sondern den Umweg über Vierville. Bei diesem Wetter nicht ein Stück am Meer entlangzufahren – undenkbar. Die normannische Küste mit ihren Sandstränden und Kreidefelsen hatte Bredow genauso eingefangen wie im 19. Jahrhundert die Impressionisten. Monet, Cézanne, Renoir, Pissarro, Gauguin – alle hatten ihre Staffeleien hier aufgestellt und mit schnellen, groben Pinselstrichen eine neue Art der Ölmalerei begründet. Viele ihrer Bilder hingen im Museum von Bayeux. Bredow liebte sie alle und sah sie sich dort immer wieder gerne an.

Hätten die Impressionisten allerdings gesehen, was die deutschen Besatzer Anfang 1944 aus der Küstenidylle gemacht hatten, hätten sie denen zornig ihre Pinsel und Farben hinterhergeworfen. Auch Bredow beschlich jedes Mal ein ungutes Gefühl, wenn er die Uferstraße entlangfuhr und die Betonbunker, Stacheldrahtverhaue, Minenfelder und Maschinengewehrstellungen sah, die sich vom Strand aus wie Geschwüre und Narben nach hinten in die Dünen ausbreiteten. Die meisten Ferienvillen und Hotels waren gesprengt worden, um freies Schussfeld zu schaffen. So auch in Vierville das alte *Hôtel Degallois*. Nur das *Hôtel du Casino* ein Stück weiter oben stand noch. Und das *Hôtel de la Plage* in St. Laurent. Zufall oder Absicht? Die Perrins hatten es jedenfalls geschafft. Auf welche Weise auch immer.

Behutsam steuerte Bredow den *Traction* um die Schlammpfützen herum, die vom Regen der letzten Nacht übrig geblieben waren. Das rote Schmuckstück hatte vor dem Krieg einem reichen Weinhändler aus Caen gehört. Dann war die Wehr-

macht einmarschiert und hatte den Wagen beschlagnahmt. Jetzt fuhr ein deutscher Offizier mit ihm an militärischen Monstrositäten vorbei, die die Franzosen ebenfalls den Deutschen zu verdanken hatten.

Die Bunker waren ein Teil des Atlantikwalls. Atlantikwall – Bredow lachte grimmig. Ein Kunstwort, eine Erfindung der Propaganda, eine von Hitlers größenwahnsinnigen Ideen. Die fast fünftausend Kilometer lange Küstenlinie von Norwegen bis Portugal lückenlos mit Bunkern zu versehen, wäre schon in Friedenszeiten eine Herausforderung gewesen. Im Kriegsjahr 1944 mit einer ausgebluteten deutschen Armee und knappen Baumaterialien ein Ding der Unmöglichkeit. Nur die französischen Hafenstädte an Atlantik und Ärmelkanal konnten bislang einigermaßen befestigt werden. Der Rest blieb Flickwerk. Und so glich der mächtige Atlantikwall eher einem wackeligen Bretterzaun, der sehr bald seine Bewährungsprobe würde bestehen müssen.

Denn die Invasion der Alliierten würde kommen. In Kürze. Stalin forderte von Amerikanern und Briten schon lange eine zweite Front im Westen, um seine Rote Armee zu entlasten. Seit zwei Jahren zogen die Alliierten deshalb in Südengland enorme Truppenkontingente zusammen und bereiteten eine Landung vor. Und diesen Sommer sollte es soweit sein, da war sich der deutsche Geheimdienst sicher. Wann genau und vor allem wo die Invasion kommen würde, wusste jedoch niemand.

»Natürlich weiß das niemand!«, rief Bredow in den Fahrtwind und machte seinem Ärger Luft. »Unsere Aufklärungsflugzeuge trauen sich schon lange nicht mehr nach Südengland, und ein Spionagenetz hat dort noch nie existiert. Als ob ein Brite für Hitler spionieren würde ...« Bredow drückte den dünnen Blinkerhebel des Citroën nach oben und bog Richtung Meer ab.

Die deutsche Militärführung favorisierte als Ort der Landung die Region Pas-de-Calais ganz im Norden Frankreichs. Durchaus nachvollziehbar, waren sich doch dort Großbritan-

nien und der Kontinent am nächsten. Und mit Calais bekämen die Alliierten einen großen Handelshafen in die Hand, um ihren Nachschub an Land zu bringen. Andererseits eigneten sich aber auch die breiten, flachen Sandstrände der Normandie gut für eine Landung. Obwohl eine Invasionsflotte dann einen wesentlich weiteren Weg zurücklegen musste. Und wenn? Wieder lachte Bredow böse. Die Amis und Engländer würden die paar deutschen Schiffe und Flugzeuge wegwischen wie lästige Fliegen. Aber ganz egal wo die Landung letztendlich erfolgte – sie würde sein ruhiges Leben mit einem Schlag beenden.

*

Der Citroën rollte das Küstensträßchen entlang. Es verband Vierville mit Les Moulins, dem Vorort von St. Laurent, in dem das *Hôtel de la Plage* stand. Auf dem Sträßchen war viel los.

Zu zweit zogen schwere Kaltblutpferde große Wagen hinter sich her, auf denen die Bauern Futter für das Vieh gestapelt hatten. Fischer brachten ihren Fang auf kleinen einspännigen Karren vom Boot auf den Markt oder in die Restaurants. Radfahrer, einen Rucksack im Kreuz und ein Baguette quer auf dem Gepäckträger, suchten sich dazwischen wie kleine flinke Käfer ihren Weg. Auf der Promenade saßen alte Männer, flickten kaputte Fischernetze und grüßten freundlich die vorüberschlendernden deutschen Soldaten. Ein Bild wie aus dem Frieden. Bredow lächelte. Wie schön, dass sich der Alltag vom Krieg nicht beeindrucken ließ.

Ein paar Minuten später knirschte der Citroën über den gekiesten Parkplatz vor dem *Hôtel de la Plage*. Der war wie immer über die Mittagszeit gut gefüllt. Die Beliebtheit des Restaurants des Hotels hatte drei ganz offensichtliche Gründe: Monsieur Perrins hervorragende Kochkünste, seine beiden attraktiven Töchter im Service und die aussichtsreiche Lage des Hauses direkt am Meer.

Bredow stellte sein Cabriolet zwischen zwei deutsche Kübelwagen. An den meisten Fahrzeugen auf dem Parkplatz prangte das Hakenkreuz. Dazwischen standen aber auch zivile französische Autos. Zwar hatte die Wehrmacht gleich bei der Besetzung der Normandie im Juni 1940 die meisten Privatwagen beschlagnahmt, doch wer für die deutsche Militärverwaltung oder die französischen Behörden arbeitete, durfte sein Fahrzeug ebenso behalten wie die vielen Handwerker, Händler und Transporteure, ohne die der Alltag nun mal nicht funktionierte.

Bredow zog die Handbremse des Citroën an, knöpfte vorschriftsmäßig seinen Kragen zu, prüfte den korrekten Sitz seiner Offiziersmütze und warf einen Blick auf das Päckchen neben sich. *Chanel No. 5*, jetzt zeig, was du kannst.